Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 101. | Bromberg, den 27. Juni | 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von Rudolf Paul.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

8. Kapitel.

Eine kühne Kombination.

Vier Augen richteten sich überrascht auf den Sprecher, der nun zunächst etwas verlegen, dann aber immer zuversichtlicher begann:

„Ich kann nicht eigentlich sagen, daß ich eine Spur habe, aber doch einige Indizien, die in gleicher Richtung weisen und die, wenn mir Herr Gebhardt seine Unterstützung gewährt, auch nachgeprüft werden könnten. Gestatten Sie mir zunächst, meine Theorie von dem unbekannten Besucher zwischen dreivierteleIf und dreiviertelzwölf etwas weiter auszuführen.

Bei der ersten Untersuchung der Wohnung Fuldastraße 12, unmittelbar nach Entdeckung des Mordes, fand man drei Verdachtsmomente: die unverschlossene Korridortür, das offene Fenster und das Fehlen der Platinkugel. Daß die Korridortür unverschlossen blieb, ist inzwischen durch die plötzliche Abreise — — —", hier stockte Riehl etwas, „des Fräulein Linder aufgeklärt. Dieser Eingang könnte nun, da das Haustor zuverlässig ins Schloß fällt und ohne Schlüssel von außen nicht zu öffnen ist, nur jemandem als Eingang gedient haben, der sich bereits im Haus befand. Es müßte sich also jemand eingeschlichen haben oder es müßte ein Hausbewohner in Frage kommen.

Nun wird das Haus Fuldastraße 12 erst um 10 Uhr abends geschlossen, und der Hausbesitzer, der dicke Bäckermeister Wendt, hat, wie er mir sagte, die Gewohnheit, selbst das Haus zu schließen und dabei das Treppenhaus abzuleuchten, wobei er das Treppensteigen zugleich als Gymnastik gegen seine Korpulenz betrachtet. Um 11 Uhr ist ferner noch die Tochter der Witwe Seebach im dritten Stock, die an dem Tage in der Stadt als Hausschneiderin gearbeitet hat, die Treppe heraufgegangen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken. Ich habe mir auch alle Hausbewohner angesehen, und mich vergewissert, daß an diesem Tage kein fremder Besuch im Hause war. Weder der dicke Wendt mit seiner ebenso dicken Gattin und zwei halbwüchsigen Jungen noch der Volksschullehrer Rost vom zweiten Stock, der Frau und zwei kleine Kinder hat, noch die genannte Witwe Seebach, die mit zwei Töchtern schneidert, dürften als Täter in Frage kommen. Aus alledem ziehe ich den Schluß: die unverschlossene Korridortür ist, in der Mordnacht wenigstens, von niemandem passiert worden!

Zweitens das offene Fenster. Hier hat Obermeyer zugestanden, eingestiegen zu sein und auch die Platinkugel gestohlen zu haben. Er hat aber das Fenster bereits offen vorgefunden. Es sind keine Spuren gewaltsamen Öffnens von außen festgestellt worden. Also muß es von innen geöffnet worden sein, von jemandem, der sich bereits in der Wohnung befand. Daß Dr. Wolters dies selbst war, ist nicht wahrscheinlich, da es eine frostige, kalte Februarnacht war. Nehmen wir nun an, daß der Mörder die Wohnung durch dieses Fenster verlassen hat, und es naturgemäß nicht schließen konnte, so wäre das offene Fenster erklärt und zugleich die Darstellung Obermeyers.

Wie aber konnte der Mörder in die Wohnung gekommen sein? Wenn er sich nicht schon länger in der Wohnung aufgehalten hätte, was mir nicht wahrscheinlich dünkt, bleibt nur ein Eingang: die Tür zum Küchenbalkon."

„Die verschlossen vorgefunden wurde, mit danebenhängendem, offenbar länger nicht benutzten Schlüssel", fiel Gebhardt ein.

„Ganz recht", erwiderte Riehl mit leisem Lächeln, „aber gerade, daß der Schlüssel daneben hing, nicht aber innen steckte, ist zugunsten meiner Theorie, nämlich, daß die Tür von außen mit einem Nachschlüssel oder Dietrich geöffnet und dann wieder verschlossen wurde."

„Dann hätte sich der Mörder selbst eingesperrt", unterbrach Gebhardt von neuem.

„Jawohl", meinte Riehl, „und das würde voraussetzen, daß der Mörder kaltblütig seinen Weg berechnet hatte, nämlich von vornherein beabsichtigte, durch das Fenster zu entweichen, aber zu verschleiern, daß er durch den Küchenausgang gekommen war. Der Rückweg durch den Küchenausgang setzte ihn bei dem verhältnismäßig langen Weg um das Haus herum unerwünschten Begegnungen aus."

Riehl hielt einen Augenblick inne, was Gebhardt zu der Bemerkung veranlaßte: „Ich gebe zu, daß Ihre Theorie wohl durchdacht und geistreich ist. Aber es ist eben nur Theorie."

„Nicht ganz", versetzte Riehl, „denn das erste der Indizien, von denen ich sprach, paßt zu dieser Theorie. Sie entsinnen sich, wie ich während Ihrer ersten Sitzung in der Mordwohnung festgenommen und vorgeführt wurde, weil ich um das Haus schlich Schon ehe ich festgenommen wurde, war ich auch hinter dem Haus gewesen, und hatte dabei, ohne dem Gewicht beizulegen, bemerkt, daß Fußspuren längs des Hauses, und zwar von männlichen Gummischuhen, im Schnee vorhanden waren. Erst bei ruhigem Nachdenken fiel mir dieser Umstand wieder ein. Aber wie Sie wissen, hat es in der folgenden Nacht getaut, und am nächsten Morgen, als ich diese Wahrnehmung nachprüfen wollte, war schon nichts mehr zu sehen.

„Nun entsinnen Sie sich, Herr Kriminalkommissar", fuhr Riehl fort, „daß Sie uns am Tage nach der Entdeckung des Mordes hier sagten, ein Polizist habe etwa um ½12 Uhr einen Mann mit hoher schwarzer Pelzmütze quer über den verschneiten Park laufen sehen, auf den die Fuldastraße führt. Auch ich habe am nächsten Tage denselben Weg genommen, weil ich so ganz mit meinen besorgten Gedanken beschäftigt war, daß ich den hohen Schnee erst wahrnahm, als ich schon tief drin war. Als ich einen Moment stehen blieb, sehe ich an dem Schnee beim Schein einer Bogenlampe vom Bahngelände herüber, daß, von Kindern abgesehen, kaum jemand diese Abkürzung benutzt hatte, wohl des Schnees wegen. Nur eine Fußspur von Gummischuhen, als ob jemand in großen Sätzen in entgegengesetzter Richtung von mir gelaufen wäre, war deutlich erkennbar.

Gebhardt hatte mit steigendem Interesse zugehört. „Sie haben das Zeug zu einem Detektiv", sagte er anerkennend, „Sie beobachten gut und Sie kombinieren gut. Aber Sie haben bis jetzt verdammt wenig Anhaltspunkte für weitere Nachforschungen."

Riehl war jedoch noch nicht zu Ende. „Nun hat mir", sagte er weiter „eine Feststellung der Untersuchung des eingeschmolzenen Metalls, die Herr Dr. Hildebrandt heute vorgenommen hat, einen Fingerzeig gegeben. Herr Dr. Hildebrandt hatte das Platin als solches bezeichnet, wie es ältere Fabriken im Ural liefern, also russische Fabriken. Nehmen Sie jetzt die drei Umstände zusammen. Gummischuhe, die in Rußland jeder Städter trägt, eine hohe Pelzmütze, die in Deutschland geradezu selten, in Rußland jedoch üblich ist.

und russisches Platin — glauben Sie nicht, daß das berechtigt, in dem Täter einen Russen oder einen in Rußland Heimischen zu vermuten?"

Ehe einer der beiden aufmerksamen Lauscher antworten konnte, entwickelte Riehl seine Idee weiter: „Für die weiteren Nachforschungen ist ein glücklicher Umstand, daß die Gründe, die Fräulein Linder veranlaßten, alle Aussagen zu verweigern, weggefallen sind. Noch besser wäre es freilich, sie wäre schon entlassen." „Das geschieht morgen", fiel Gebhardt ein, und ein heller Strahl der Freude flog über Riehls Gesicht.

„Denn dadurch ergibt sich die Möglichkeit, zuverlässige Angaben darüber zu erhalten, wer in der letzten Zeit bei Wolters verkehrt hat. Nur ein mit der Wohnung Vertrauter konnte in der Weise vorgehen, wie ich es geschildert habe. Gleichzeitig mit diesen Feststellungen auf Grund der Angaben des Fräulein Linder müßte man mit Hilfe der Polizei Nachforschungen in Kreisen von Russen anstellen. Für diese Nachforschungen dürfte Fräulein Linder wertvolle Fingerzeige geben können. Ehe solche vorliegen, möchte ich folgende Theorie aufstellen:

Der Täter muß ein intelligenter, gebildeter, skrupelloser Mensch sein. Ich kenne Rußland, und würde Leute aus zwei Schichten — soweit sie hier für uns in Frage kommen — einer solchen Tat für fähig halten. Entweder durch die Not zur Verzweiflung getriebene Emigranten oder Leute, wie sie früher den revolutionären Geheimorganisationen angehörten. Das gäbe aber für die polizeilichen Nachforschungen eine sehr erwünschte Begrenzung."

Gebhardt dachte eine Weile nach. Dann stand er auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb schließlich vor Riehl stehen: „Ich bin ein alter Skeptiker gegenüber schönen Theorien, aber Ihr Plan ist zur Zeit der einzige Lichtstrahl in dem Dunkel, das über der seltsamen Tat liegt. Ich bin bereit, Ihnen zu helfen. Sprechen Sie morgen mit Fräulein Linder, kommen Sie dann zu mir, und ich will von mir aus veranlassen, was im Sinne Ihrer Nachforschungen liegt." Riehl dankte mit festem Händedruck.

9. Kapitel.

Der Kreis zieht sich enger.

Dem jungen Riehl blieben bis zu seiner Abreise nach Warschau nur noch einige Wochen Zeit. Übrigens hatten die polnischen Behörden ihm die dauernde Übersiedlung nach Polen abgelehnt und nur einen dreimonatigen Aufenthalt zugestanden. Die Firma Mertens & Simon hatte infolgedessen bestimmt, daß Riehl während seines Aufenthaltes in Warschau nur gewisse neuere Fabrikationsmethoden einführen solle. Riehl war mit der ganzen Änderung des Programms zufrieden.

Einstweilen stürzte er sich mit Feuereifer auf seine Detektiv-Aufgabe. Fräulein Linder konnte freilich nur in beschränktem Maße über die Personen Auskunft geben, die bei Wolters in der letzten Zeit verkehrt hatten. Wolters hatte in seinem Bestreben, jede engere Bekanntschaft nach Möglichkeit zu vermeiden, die Gewohnheit angenommen, Personen, die ihn sprechen wollten, in die Universität nach seiner Nachmittagsvorlesung zu bestellen und sich dann mit ihnen auf dem Nachhauseweg auseinanderzusetzen. Infolgedessen kamen nur wenige bis zu seiner Wohnung, und diese trafen in seiner Begleitung ein, so daß Fräulein Linder sie kaum zu sehen bekam. Immerhin ergaben jedoch ihre Beobachtungen und die Dr. Hildebrandts, daß Wolters in den letzten 6 bis 8 Wochen außer von einigen für die Tat nicht in Betracht kommenden Kollegen mehrfach von Studenten aufgesucht worden war, meist Ausländern — Japaner und Russen waren nachweisbar —, die sich den Luxus ägyptologischen Studiums leisten konnten.

Mehr war nicht zu erfahren. Aber das genügte Riehl, um in systematischer Tätigkeit möglichst viele der Besucher des Dr. Wolters, und besonders die Russen darunter, aufzuspüren, wozu ihm die amtliche Unterstützung der Polizei eine wirksame Hilfe war, da sie ihm vor allem die Listen der Universität zugänglich machte.

Ging Riehl von der einen Seite davon aus, die einzelnen Individuen, die in Frage kommen konnten, zu ermitteln und zu prüfen, so bemühte er sich andererseits, die Gruppen von Leuten, auf die ihn seine Theorie hinwies, daraufhin zu mustern, wer wohl darunter einer solchen Tat fähig sei. Er stellte auf diese Weise ziemlich rasch fest, daß keiner der russischen Emigranten in Frage kam. Dagegen war der Polizei ein kleiner Kreis russischer Studenten bekannt, die man in Verdacht hatte, daß sie in bolschewistischem Fanatismus auch Putsche in Deutschland zu fördern suchten und unter anderem dem Räuberhauptmann Hölz nicht fern gestanden hätten. Riehl kannte diesen Typus von Leuten, die, wie es nur in Rußland in dem Maße möglich war, so durchdrungen sind von einer Idee, daß für sie alles andere daneben seinen Wert verliert, das Menschenleben, die bürgerliche Rechtlichkeit, die Sorge um das eigene Ich. Diesen Kreis glaubte Riehl sich genauer ansehen zu sollen.

Mit Hilfe der Polizei wurde festgestellt, daß es sich um sechs bis acht Leute, darunter zwei Studentinnen, handelte, die nicht weit voneinander, einfach aber nicht dürftig in dem Studentenviertel lebten. Es waren meist Mediziner, sie beschäftigten sich aber auch mit Studien auf anderen Gebieten. Riehl veranlaßte, daß sie unauffällig nacheinander in Kassenangelegenheiten und ähnlichen Fragen in die Universität vorgeladen wurden. Hierbei ergab sich, daß zwei von ihnen fehlten. Einer von ihnen tauchte nach einigen Tagen wieder auf, der andere war und blieb verschwunden.

Dies schien Riehl verdächtig. Er ermittelte, daß Pjotr Petrowitsch Schulgin — so hieß der Betreffende — tatsächlich etwa seit der Zeit der Ermordung des Dr. Wolters nicht mehr gesehen worden war. Sein Triumph war aber vollständig, als er in der Kollegliste des Dr. Wolters den Namen Schulgins fand. Als aber die Polizei auf Grund aller dieser Indizien sich zu einer Hausdurchsuchung in der Wohnung des Schulgin entschloß, die er mit einem Kollegen teilte, stellte sich heraus, daß dieser anscheinend ohne die Absicht zuzurückzukehren abgereist war. Nichts von seinen persönlichen Habseligkeiten war mehr vorhanden.

Riehl mußte danach annehmen, daß Schulgin längst in Rußland und für ihn unerreichbar war. Trotzdem ließ er sich nicht entmutigen. Er versuchte einen neuen Weg, indem er sich an einige kommunistische Arbeiter des Betriebes seiner Firma wandte und sie bat, ihn doch mit dem Kommunismus, der ihn interessiere, näher bekannt zu machen. Riehl war bei den Leuten beliebt, und sie hatten gegenüber seinem Wunsch keinen Argwohn. Tatsächlich versorgten sie ihn mit Flugschriften und Broschüren und nahmen ihn vor allem auch hie und da zu Versammlungen in etwas engerem Kreis mit. Riehl interessierte sich tatsächlich für das Wesen des Kommunismus, so daß er nicht zu heucheln brauchte. Aber zugleich spähte er eifrig nach jedem Russen aus, den er in diesen Kreisen sah und hörte. Er hatte auch bald einige der russischen Studenten des kleinen kommunistischen Zirkels festgestellt, dem Schulgin angehörte. Sie redeten auch bisweilen in Versammlungen, bald russisch, bald in hartem Deutsch. Persönlich war aber schwer, an sie heranzukommen, und Verdacht wollte Riehl nicht erwecken. So vergingen Wochen, der Abreisetag Riehls war nicht mehr fern, und immer war er noch nicht weiter, als daß er eben die Indizien gegen Schulgin zusammengetragen hatte, ohne auch nur dessen Aufenthaltsort ermitteln zu können. Da zeigte ihm ein glücklicher Zufall eine Spur.

Wieder einmal hatte er im Kreise seiner Arbeiter einem Referat über das russische Fabriksystem unter der Sowjetherrschaft beigewohnt, dem eine längere Diskussion folgte. Die kleine russische Studentengruppe saß ziemlich vollzählig in seiner Nähe. Riehl gelang es beim Hinausgehen, unmittelbar hinter sie zu kommen, und in Bruchstücken des Gespräches fing er den Namen Pjotr Petrowitsch — wie man in Rußland unter Bekannten sich ohne Familiennamen bezeichnet und anredet, auf. Er spitzte die Ohren und erhorchte zwei Sätze des russisch geführten Gespräches, die aber für ihn von unbezahlbarem Wert waren. Die eine Studentin fragte: „Ist Pjotr Petrowitsch schon in Lemberg?" und erhielt von ihrem Nebenmann die Antwort: „Nein, ich glaube, er hat bis Anfang April in Warschau zu tun."

Also Warschau, welcher Glückszufall! Riehl konnte den Tag der Abreise, den er bis jetzt immer verwünscht hatte, kaum mehr erwarten. An einem naßkalten Märzabend bestieg er in Berlin voller Hoffnungen und Entschlüsse den Paris—Warschauer Zug.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(24. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Kehren wir jetzt zu Toms und Beckys Anteil am Picknick zurück. Sie wanderten mit der übrigen Gesellschaft durch die düsteren Gänge, um die bekannten Wunder der Höhle zu besuchen, — Wunder mit vielversprechenden, prunkenden Namen, wie der „große Saal", „die Kathedrale", „Alladins Palast" und so weiter. Dann kam das Versteckspiel an die Reihe und Tom und Becky beteiligten sich mit Eifer daran, bis das Vergnügen anfing, etwas ermüdend zu wirken. Dann schlenderten sie durch die Gänge, hielten die Kerzen hoch und lasen das Gewirr von Namen, Daten, Adressen

und Reimen, welche mit Kerzenrauch gemalt, die Felswände gleich Fresken bedeckten. Immer weiter schreitend und plaudernd merkten sie kaum, daß sie sich nun in einem Teil der Höhle befanden, wo die Wände noch unbefleckt waren. Sie schwärzten ihre eigenen Namen an einer geeigneten Stelle ein und schritten dann weiter. Nun kamen sie an einen Ort, wo ein kleines Wässerchen, das von einer Wand niederträufelte und einen Bodensatz von Kalk mit sich führte, im Laufe endloser Zeiträume einen ganzen Wasserfall aus Spitzen und Schnörkelwerk in schimmerndem, unvergänglichem Gestein gebildet hatte. Tom zwängte seinen schmächtigen Körper dahinter, um den spitzenartigen Überhang zu Beckys Vergnügen zu beleuchten, und entdeckte, daß derselbe eine steile, von der Natur geschaffene Treppe verbarg, die zwischen engen Wänden abwärts führte. Jetzt kam der Ehrgeiz des Entdeckers über ihn. Becky folgte seinem Ruf, sie machten sich mit Rauch ein Zeichen an die Wand, um sich später wieder zurecht zu finden, und traten dann wohlgemut die Entdeckungsreise an. Sie schlugen bald diesen, bald jenen Weg ein und gelangten nach und nach in die geheimsten Tiefen der Höhle; sie machten sich dann ein zweites Zeichen und zweigten ab, um nach neuen Wundern zu suchen, von denen sie der staunenden Oberwelt mit Stolz berichten könnten. Sie kamen zu einem hallenartigen Raume, von dessen Decke Massen von riesigen, schimmernden Tropfsteingebilden niederhingen. Staunend durchwanderten sie die Halle nach allen Seiten und verließen dieselbe dann, immer kühner werdend, durch einen der zahlreichen, hier einmündenden Seitengänge. Dieser brachte sie nach kurzer Frist zu einer entzückenden, kleinen Quelle, deren Becken mit einer wunderbar glitzernden Kruste phantastisch geformter Kristalle überzogen war. Dieser Zauberborn befand sich inmitten eines neuen Gewölbes, dessen Decke durch eine Menge schlank aufstrebender Pfeiler gestützt wurde, welche durch das allmähliche Zusammenwachsen großer Tropfsteingebilde im Laufe vieler Jahrhunderte entstanden waren. Unter der Wölbung hatten sich riesige Klumpen von Fledermäusen zusammengeballt, Tausende auf einem Knäuel. Das Licht störte die nächtlichen Wesen auf, so daß sie zu Hunderten hernieder flatterten und mit tollem Gequieke gegen die Lichter schossen. Mit dem Wesen dieser Tiere vertraut, erkannte Tom sofort das Gebahren und die Gefahr, die für sie beide darin lag. Er ergriff Beckys Hand und stürzte mit ihr in den ersten besten Seitengang, der sich ihnen zeigte; keinen Augenblick zu früh, denn eben huschte eine Fledermaus mit ihrem Flügel so dicht an Beckys Kerze vorüber, daß die kleine Flamme erlosch. Tom gelang es, die seine mit Erfolg zu hüten, obgleich die aufgescheuchten Tiere die Kinder noch weit durch die verschiedensten Gänge verfolgten, welche diese in blinder Hast durcheilten. Kurz darauf fand Tom einen unterirdischen See, dessen nächtliche Fluten sich weit in die schwarzen Schatten hinein verloren. Ihn gelüstete, das Ufer ringsum zu erforschen, doch zuvor beschlossen die Kinder sich ein Weilchen zu setzen, auszuruhen und frische Kräfte zu sammeln. Jetzt, zum erstenmal, legte sich die schauerlich tiefe Stille der Umgebung wie eine feuchtkalte Hand auf die mutig und fröhlich pochenden Herzen der Kinder. Becky meinte:

„Ich hab' gar nicht acht gegeben, aber mir kommt's wie eine Ewigkeit vor, seit wir die andern nicht mehr gehört haben."

„Denk' doch mal' 'n bißchen nach, Becky, wir sind ja tief unter ihnen und weiß Gott wie viel weiter nördlich oder südlich oder östlich oder was es ist. 's ist ja einfach unmöglich, 'was zu hören."

Becky wurde ängstlich.

„Möcht' wissen, wie lang wir schon hier unten sind, Tom. Laß uns lieber umkehren."

„Ja, 's wird wohl besser sein, denk' ich, 's wird besser sein."

„Weißt du den Weg, Tom? Mir ist's das reine Wirrsal."

„Finden könnt' ich ihn am End', aber denk' doch mal, die Fledermäuse! Wenn die uns beide Lichter ausmachen, kann's 'ne böse Geschichte für uns werden. Müssen eben probieren 'nen andern Weg zu finden, der nicht dort durchführt."

„Gut, aber hoffentlich verirren wir uns nicht. Das wäre zu gräßlich!" Und das Kind schauderte bei dem Gedanken an die bloße Möglichkeit.

Sie wandten sich nun durch einen langen Gang zurück und durchschritten denselben schweigend eine lange, lange Zeit, starrten dabei in jeden Seitengang, um irgendein bekanntes Zeichen zu entdecken, aber alles, alles war neu und fremd. Jedesmal, wenn Tom prüfte und untersuchte, beobachtete Becky ängstlich sein Gesicht, um eine Spur der Ermutigung zu finden, und er sagte regelmäßig ganz heiter:

„Oho, ganz recht. Hier ist's noch nicht, wird wohl gleich kommen!" Aber mit jedem Fehlschlagen fühlte er weniger und weniger Hoffnung im Herzen und begann allmählich auf's Geratewohl die abzweigenden Gänge zu durchwandern, sich in der Verzweiflung damit tröstend, er werde am Ende durch Zufall den richtigen Weg finden. Wohl sagte er immer noch: „Schon recht!" aber allmählich hatte sich die Angst wie ein Bleigewicht auf seine Seele gelegt, die Worte hatten den Klang der Überzeugung verloren und lauteten als ob sie bedeuten sollten: „Alles verloren". Becky drängte sich in lautlosem Entsetzen dicht an seine Seite und preßte mit Gewalt die Tränen zurück. Endlich sagte sie:

„Oh, Tom, was liegt an den Fledermäusen, laß uns doch den alten Weg gehen. Hier scheint's, als ob wir weiter und weiter abkämen."

Tom blieb stehen.

„Horch!" sagte er.

Tiefes Schweigen, ein Schweigen so tief, daß die Kinder in der Stille ihre eigenen Atemzüge hören konnten. Tom rief laut hinaus in das Dunkel. Der Ruf tönte widerhallend die einsamen Gänge entlang und erstarb in der Ferne in einem schwachen Laute, der fast wie Hohngelächter klang.

„Oh tu's nicht wieder, Tom, tu's nicht wieder. Es ist gräßlich", flehte Becky.

„Gräßlich ist's, aber 's ist doch besser, wenn ich's tue, Becky, sie könnten uns doch am Ende hören", und er schrie noch einmal.

Dieses „könnten" war beinahe noch gräßlicher, als jenes geisterhafte Lachen, es lag eine solch' verzweifelte Hoffnungslosigkeit drin! Wieder lauschten die Kinder mit aller Anstrengung, aber kein Ton ließ sich hören. Tom wandte sich sofort zurück und beeilte seine Schritte. Es dauerte nur eine kleine Weile, bis eine gewisse Unruhe und Unschlüssigkeit in seinem Benehmen Becky die furchtbare Tatsache ahnen ließ, daß er den Rückweg nicht zu finden vermochte!

„Tom, oh Tom, du hast dir ja gar keine Zeichen mehr gemacht!"

„Ja, Becky, ich war ein Narr, ein elender, blinder, dummer Narr! Ich hab' gar nicht dran gedacht, daß wir wieder zurück müssen! Nein, ich kann den Weg nicht finden, 's läuft ja hier alles kreuz und quer."

„Tom, Tom, wir sind verloren! Wir können nie, nie wieder aus dieser gräßlichen Höhle heraus. O, warum sind wir von den andern fortgegangen."

Sie sank zu Boden und brach in so krampfhaftes Weinen aus, daß Tom angst und bange wurde, sie möchte sterben oder den Verstand verlieren. Er beugte sich zu ihr und schlang seine Arme um sie, sie barg ihr Gesichtchen an seiner Brust, schmiegte sich fest an ihn und strömte ihr Entsetzen und ihre Reue in Wehklagen aus, das in dem fernen Echo wie spöttisches Gelächter verklang. Vergebens flehte Tom sie an, Mut zu fassen. Nun begann er sich selber Vorwürfe zu machen und sich anzuklagen, daß er sie in eine so gräßliche Lage gebracht. Das hatte bessere Wirkung. Sie wollte mit bestem Willen versuchen, wieder zu hoffen, und erklärte sich bereit, ihm zu folgen, wohin er sie führe, nur dürfe er nicht wieder so reden, denn er sei nicht mehr zu tadeln als sie selber.

So schritten sie also wieder dahin, ziellos, planlos, auf gutes Glück. Das einzige, was sie tun konnten war, vorwärts zu gehen, sich in Bewegung zu erhalten. Ein kleines Weilchen schien die Hoffnung wieder aufleben zu wollen; nicht, daß ein besonderer Grund dazu vorhanden gewesen wäre; allein es ist eben einmal die Natur der Hoffnung, sich leicht wieder zu beleben, wo ihr die Schwungkraft noch nicht durch Alter und stetes Mißlingen geraubt worden ist.

Bald darauf nahm Tom Beckys Licht und blies es aus. Dieser Akt der Sparsamkeit war vielsagend. Da bedurfte es keiner Worte. Becky verstand seine Bedeutung, und die Hoffnung erstarb ihr wieder. Sie wußte, daß Tom eine ganze Kerze und noch drei oder vier Stümpchen dazu in seiner Tasche trug, — und doch sparte er!

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Pechvogel.

Er saß im kleinen Nest, in der abgelegenen Kreisstadt, der „neue" Rechtsanwalt und kaute am Federstiel. Was tun? Es kamen keine Kunden! Und die Parteien, die ihn vor kurzem so leidenschaftlich eingeladen hatten, in ihr Städtchen zu kommen, oblagen mit angeborener Freude und Zähigkeit ihrem Froschmäusekrieg, ohne sich um den neuen Dr. Siegbert Keßler zu kümmern. Was hatte er überhaupt in Großschattenfeld zu suchen? Den uralten Streit der Parteien hatte er nicht geschlichtet. Um eine anständige Braut aus ehrsamem Bürgerhause kümmerte er sich nicht, mit der Kellnerin im Kaffee Corso hatte er dafür neulich am Abend immerhin ein bißchen geschäkert und dem Bauern Kleinmichl

aus Dunkeldorf hatte er erklärt: „Ja, wissen S', mit dieser unehrlichen Sache werden Sie nicht gewinnen; wenigstens bei mir nicht. Machen Sie Ordnung mit Ihrem Stiefbruder, erfüllen Sie dessen berechtigte Forderungen und Sie können ruhig schlafen." Der Kleinmichl hatte den Rat des Rechtsanwaltes natürlich nicht in dieser Form weitergegeben, sondern eine kleine Textverbesserung vorgenommen: „Ja" — so erzählte er — „der „Neue" hat sich am Kopf gekratzt (das war wirklich so gewesen), hat eine Weile auf mich gesehen und dann g'sagt: Das ist so ein verfilzter Prozeß, da müssen Sie sich einen alten geriebenen Fuchs aussuchen, der sich auskennt, aber nicht mich."

Und richtig, der Dr. Bunogard hatte den Prozeß in erster Instanz gewonnen.

Dr. Siegbert Keßler hatte sich eine nette Kanzleieinrichtung auf Borg angeschafft — aus der größeren Nachbarstadt. Er mußte zahlen. Der dicke Mehlhändler Wurmlinger, der ihn im Namen der einen Partei eingeladen mit der Lockung: „Wir werden Sie auf Händen tragen. Wir werden Ihnen beistehen, mit allem, was wir haben." Dieser selbe Wurmlinger hatte ihm gleich eine verzwickte Eigentumsfrage zur Erledigung übertragen. Dr. Siegbert Keßler konnte sie nur im Vergleichsweg richten nach Aufbietung aller ciceronischen Gelehr- und Beredsamkeit. Darüber waren beide Parteien, die Wurmlingers und die Haslingers, die ihn auch nach Großschattenfeld geladen, nachher empört und hatten sich gegenseitig im Wirtshaus „Zu den drei Raben" geohrfeigt. Sie waren dann aber nicht zu Dr. Keßler gegangen, sondern zu Dr. Bunogard und Dr. Negritz mit der Behauptung, sie hätten sich deshalb aufgeregt, weil sie sich Vorwürfe gemacht, daß sie auf Dr. Siegbert Keßlers dumme Vergleichsvorschläge eingegangen seien.

Schlossermeister Dickerle, der eine nette Tochter hatte, war bereit, dem Dr. Siegbert Keßler ein ganz schönes Anlehen zu gewähren, aber er hatte derartige Anspielungen auf die große Mitgift seiner Tochter Emmi gemacht, daß der neue Rechtsanwalt ganz verlegen wurde. Dabei hatte er tatsächlich schon ein entzücktes Auge auf die hold errötende Emmi geworfen. Und nun auf einmal dieser brutale Wink mit Dickerles Hunderttausenden! Nein, Dr. Siegbert schüttelte den Kopf, das geht doch nicht. So Hals über Kopf kann man doch nicht zwei wildfremde Menschen, auch wenn sie fesch und jung sind, zusammenbringen.

Er hatte das nur gedacht. Dickerle aber, der die nachdenkliche Miene und das Kopfschütteln als eine rohe Beleidigung seiner mitgiftreichen Tochter und ihres goldigen Vaters ansah, war in eine Art Schreiwut geraten, hatte den neuen Rechtsanwalt auf einmal angebrüllt: „Gut is, nichts soll draus werden, hochnasiger Gelehrtenfrack!" — und war zornig abgezogen.

Ja, was war denn in diesem verteufelten Großschattenfeld los?

Und dann am Abend? Dr. Siegbert Keßler hatte den jungen Hans Aufrichtig getroffen, der ihm bei der Einrichtung der Wohnung als gelernter Tapezierer mit Rat und Tat hilfreich an die Hand gegangen war.

Plaudernd waren sie bis zum Gasthof „Der goldene Schwan" gegangen, worauf sich Aufrichtig empfahl, um an den Proben des Gesangvereins „Lyra" teilzunehmen.

Was war die Folge dieses kleinen Spazierganges zu Zweit? Die Lyra-Mitglieder entflammten in wilder Empörung, daß Dr. Siegbert Keßler nicht bis ins Lokal hereingekommen, der aufgeblasene Patentfatzke. Die „Orpheus"-Gruppe aber, die aus den Fenstern ihres Klubhauses „Zum blauen Adler" das freundliche Gespräch beobachtet hatte, war womöglich noch empörter: Denn mit der Null von Tapezierer und Lackierer, mit dem jungen Lyraesel kann der verrückte Dr. Keßler zusammengehen, wo er doch in dem Kreise des Orpheus-Vereins für höhere Musik ganz andere Gesellschaft fände. Aber ein Demagoge ist er, der Dr. Siegbert Keßler, der keine Augen hat für die Welt um sich.

Dr. Siegbert Keßler kam in Großschattenfeld nicht vorwärts. Er versuchte noch mit einem Vortrage über „Grundgedanken moderner Rechtspflege" in dem anscheinend neutralen „Verein für höhere Frauenbildung" ein bißchen Stimmung für sich zu machen. Alles war auch ganz schön verlaufen. Die Jugend von 16 bis 80 schien begeistert für die schwungvolle und gedankenklare Darbietung des jungen und überaus einnehmenden Vortragenden. Da mußte es der Zufall so fügen, daß die in der ersten Reihe sitzende junge und reiche Witwe Edelsheimb ihr langstieliges Augenglas zu Boden fallen ließ. Dr. Keßler hatte das Glas sofort aufgehoben und mit einer galanten Verneigung übergeben. Aber von da an wehte ein Hauch eisiger Ablehnung im dichtgefüllten Saal des Vereins für höhere Frauenbildung.

Er hatte gerade dieser koketten Dame „aufsitzen" müssen, die sich so gerne über die ganze Gesellschaft lustig machte, weil sie durchaus unabhängig war. Sie hatte sich nach dem Vortrag mit ihm in ein Gespräch eingelassen und ihn sodann zu einer Tasse Tee eingeladen. Dr. Siegbert Keßler durfte sich herzlich freuen, einen schönen Abend in angeregter Unterhaltung mit einer geistreichen Frau verbringen zu können.

Am nächsten Tage erzählte man sich, daß der „Dr. Pechvogel" der Frau Edelsheimb ins Garn geraten sei, man betrachtete die beiden als verlobt und erzählte das weit und breit als eine bedauernswerte Neuigkeit.

Dr. Siegbert Keßler, der nach Arnstädt geschrieben hatte, wie schlimm es ihm in Großschattenfelde ginge, bekam zu seiner Freude ein gutes Angebot in die Kanzlei des rühmlichst bekannten Dr. Knebelbart.

Er zog schleunigst dahin und verlautbarte zum Abschied im „Großschattenfelder Anzeiger" die Mitteilung, daß sich als Verlobte empfehlen Witwe Elsa v. Edelsheimb geb. Glücklich und Dr. Siegbert Keßler, Rechtsanwalt.

Nun hieß er in Großschattenfelde erst recht der „Dr. Pechvogel".

Bunte Chronik

*** Sein Rat.** Herrn Neureich ist es gelungen, seine Aufnahme in einen feinen Klub durchzusetzen. Als er zum erstenmal die eleganten Räume betritt, sieht er sich hilfesuchend nach einem Bekannten um, und schließlich entdeckt er einen angesehenen Rechtsanwalt, der ihm schon manchmal in schwierigen Lagen geholfen, in einer Ecke, in eine Zeitung vertieft. Freudestrahlend geht er auf ihn zu und hält ihm seine Hand hin, die Oberfläche nach oben, damit der riesige Diamantring am Mittelfinger sichtbar wird. „Guten Tag, Herr Rechtsanwalt," ruft er laut und schüttelt die Finger, damit man das Blitzen des Edelsteins sieht. „Was würden Sie tun, wenn Sie so was hätten?" „Ich würde den Ring verkaufen," erwiderte der andere ruhig, „und mir — eine Nagelbürste zulegen."

*

*** Die „halbnackte" Braut.** In Valencia sollte die Trauung eines jungen Paares im Dom stattfinden. Die Braut erschien vor dem Traualtar in einem ärmellosen, tief ausgeschnittenen Kleid, das den Priester in großen Zorn versetzte. Er verkündete, daß er eine halbnackte Braut nicht trauen könne, und befahl dem Mädchen, heimzukehren und in einem hochgeschlossenen Kleid mit langen Ärmeln wiederzukommen. Die Braut, die wochenlang an ihrem Brautkleid gearbeitet hatte, brach bei den Worten des Priesters ohnmächtig zusammen und mußte von ihren Verwandten und Freunden nach Hause getragen werden.

*

*** Eine Frau amnestiert ihren Mann.** Der Staat Texas (U. S. A.) hat jetzt einen weiblichen Gouverneur, Frau Ferguson. Mit ihrem Amtsantritt war auch eine Amnestie verbunden und auf der Liste der Amnestierten, welche Frau Ferguson soeben unterzeichnet hat, steht auch ihr eigener — Mann! Noch merkwürdiger erscheint, daß der amnestierte Herr Ferguson bis 1917 selbst Gouverneur von Texas war, also den Posten bekleidete, den jetzt seine Frau innehat. U. S. A. ist wirklich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten!!! —

Lustige Rundschau

*** Aus der Humormappe eines Schulleiters.** Allerlei Humor aus der Schule erzählt Rektor Hisp in der „Bergstadt": Das Lebensziel. Am zweiten Schultage zeigt die Lehrerin den Kindern das Bild des Hahnes und erwähnt besonders seinen stolzen Gang. Da meint eine ernstblickende Kleine mit großen, klugen Augen: „Weshalb ist er so stolz? Er wird ja doch geschlachtet!" — Entschuldigungszettel: Ich bitte zu entschuldigen, daß Lieschen gestern die Schule versäumte; ihre Schwester hatte Hochzeit, wovon ihr schlecht wurde. — Ich bitte, Margot von der Handarbeitsstunde zu dispensieren, da meine Frau eine leichte Pilzvergiftung hat und das Bett hütet, wobei ihr Margot behilflich sein muß.

*

*** Kindlicher Verstand.** Bei der Herbstrevision der Garderobe sind den Kindern alle Sachen zu klein geworden. Die kleine Emmy sagt: „Mama, wie kommt es nur, daß die Kleider im Schrank immer kürzer werden?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.